

Engel fallen vom Himmel

Autor(en): **Slappnig, Dominik**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **48 (1996)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-931666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Engel fallen vom Himmel

An der diesjährigen Berlinale waren im Wettbewerb wie im Forum aussergewöhnliche Filme zu sehen. Über Werke aus den USA, Frankreich und Hongkong und einige generelle Überlegungen zur Distribution von Filmen.

Dominik Slappnig

Zwölf Tage dauerten die 46. Internationalen Filmfestspiele, und für einmal kamen die Stars. Denn was für Cannes und Venedig selbstverständlich ist, dass sich die berühmten Schauspielerinnen und Schauspieler am Festival zeigen, dafür hat Berlin immer vergeblich gekämpft. Die Berlinale galt lange Jahre als Brücke zwischen Ost und West, auf die grossen Namen allerdings musste das Festival verzichten. Nun sind sie endlich gekommen, aber schon wurden Stimmen laut, welche dies dem Festival vorwarfen: Teure Einladungen für die Stars trieben die Kosten in die Höhe, doch Berlin müsse sparen. Tatsache ist, dass die Kosten der Berlinale zur Hälfte von Berlin und zur anderen Hälfte vom Bund getragen werden. Für einige Politiker scheint es grundsätzlich richtig, immer zuerst bei der Kultur zu sparen. Dass die Berlinale nicht dem Rotstift zum Opfer fällt, dafür hat sie mit dem Jahrgang 1996 selber beste Werbung gemacht.

Im Rahmen des diesjährigen Wettbewerbs wurden, zum Teil ausser Konkurrenz, zehn Filme aus den USA vorgestellt. Darunter Ang Lees «Sense and Sensibility», der mit dem Goldenen Bären von Berlin ausgezeichnet worden ist, Tim Robbins «Dead Man Walking», dem ein Silberner Bär zugesprochen wurde, und Paul Mazurskys «Faithful», der leer ausging. Die drei Filme ragten mit Abstand über die restlichen Wettbewerbsfilme hinaus. Ang Lees Film wurde bereits in ZOOM 3/96 ausführlich besprochen, Tim Robbins eindrucklicher Film gegen die Todesstrafe ist Thema dieser Nummer. Allen drei Filmen ist eine Sache gemeinsam: Sie haben mit elf Millionen Dollar identische Budgets. Alle drei Regisseure haben entweder an der Pressekonferenz oder anlässlich eines Interviews betont, dass ihre Filme unabhän-



gig, das heisst ausserhalb der grossen Hollywoodstudios entstanden sind. Tim Robbins meinte, dass Hollywood Filme, die nicht automatisch ein Budget von rund 40 Millionen Dollar aufweisen, gar nicht ernst nähme. Mazursky sagte etwas resigniert, dass die Verantwortlichen der grossen Studios, vor die Wahl gestellt, einen kleinen Film zu produzieren, der zwar gut ist, lieber einen teuren und schlechten Film machen, da sie damit mehr verdienen. Bei einem durchschnittlichen Hollywoodfilm werden rund 20 Millionen Dollar in die Werbung gesteckt. Ein Betrag, von dem die Produktionsfirmen der drei genannten Filme nur träumen können. Um zu erreichen, dass die internationale Presse doch über sie schreibt, sind gerade – und erstaunlicherweise – auch solche Filme auf Festivals angewiesen.

«Faithful» ist ein kleines Kammerstück, geschrieben von Chazz Palminteri. Margaret, gespielt von Cher, soll am Abend des zwanzigsten Hochzeitstages von ihrem Gatten umgebracht werden. Dafür bestellt dieser einen Killer, der von

Palminteri selber gespielt wird. Doch alles kommt ganz anders, und nach einem Tag und einer Nacht sind die, welche wie die sicheren Verlierer ausgesehen haben, plötzlich die Gewinner. Aussergewöhnlich am Film sind die Dialoge, abgebrannt wie Feuerwerksalven und vorgelesen von brillant agierenden Schauspielern.

John Dahl, der Regisseur von «The Last Seduction» (1993) zeigte in Berlin in der Sektion Panorama «Unforgettable». Es ist die Geschichte des Gerichtmediziners David Krane, der vor Jahren verdächtigt wurde, seine Frau umgebracht zu haben, aber aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde. Krane trifft eine Wissenschaftlerin, der es gelungen ist, ein Hirnserum so zu isolieren, dass man, wenn man es sich selber injiziert, Erlebtes von anderen Personen nacherleben kann. Damit basiert der Film auf einer ähnlichen Annahme wie Kathryn Bigelows «Strange Days». Krane versucht nun, mit dem im gerichtsmedizinischen Institut gespeicherten Hirnserum seiner Frau, dem Täter auf die Spur zu kom-

men. Der Film ist durch einige seiner Wendungen verblüffend. Wer «Unforgettable» gesehen hat wird «Strange Days» vergessen.

Das Sundance-Festival in den USA gilt als das Talentfestival junger US-Independent-Regisseure. Wer sich dort durchsetzt, hat seinen Vertrag mit Hollywood fast schon auf sicher, sagt man.

Der Regisseur mutmasst in einem Interview, dass die Zensurbehörde seinen Film nicht mochte, weil er einen völlig trockenen Blick auf die Kindheit werfe, ohne Nostalgie und Verklärung. Tatsächlich ist das eine der Qualitäten, die den Film auszeichnen. Er setzt sich damit erfrischend von den Heileweltfilmen «My Girl», «Home Alone» und Co. ab.



«Faithful»
von Paul
Mazursky



«En avoir
(ou pas)»
von Laetitia
Masson

Todd Solondz hat das diesjährige Sundance mit seinem «Welcome to the Dollhouse» gewonnen. Er erzählt Szenen aus dem Leben der elfjährigen Dawn Wiener, einer pummeligen Brillenträgerin und Einzelgängerin. Der Film wurde in den USA völlig unerwartet erst ab 17 freigegeben, obwohl er keine brutalen oder sexuell anstößigen Szenen enthält.

Ein Film, der indirekt auch von den Hollywood-Zensoren handelt, ist «The Celluloid Closet», ein Dokumentarfilm über Lesben- und Schwulendarstellung in den Filmen Hollywoods. Weil nämlich homosexuelle Szenen im Hollywoodfilm verboten waren und noch heute verpönt sind, versuchten Autoren und Regisseure diese zum Teil verschlüsselt

an den Zensoren vorbei auf die Leinwand zu bringen. Die Macher Rob Epstein und Jeffrey Friedman erzählen anhand von mehr als hundert Beispielen eine andere Geschichte Hollywoods. Sie zeigen, wie Homosexuelle als Schwächlinge, Intriganten oder Monster dargestellt wurden. Der Film dokumentiert in einer aberwitzigen Montagesequenz, wie Homosexuelle oft, um sie aus der Filmhandlung zu entfernen, eines plötzlichen Todes gestorben sind, wie beispielsweise die Haushälterin in Hitchcocks «Rebecca» (USA 1940) oder der junge Plato in Nicholas Rays «Rebel Without a Cause» (USA 1955).

Frankreich konnte als einziges europäisches Land an der diesjährigen Berlinale den zahlreichen Filmproduktionen aus den USA etwas entgegensetzen. «En avoir (ou pas)», «La fille seule», «Chacun cherche son chat» und «Les apprentis» sind Beispiele für ein grosses Reservoir an guten Schauspielern, Regisseuren und Geschichten. «En avoir (ou pas)» von Laetitia Masson ist ein Film über die 26jährige Alice, die in Boulogne-sur-Mer ihre Arbeit in einer Fischfabrik verliert und spontan beschliesst, nach Lyon zu ziehen, um dort eine bessere Arbeit zu finden. Im Hotel, in das sie sich einquartiert, schläft auch der Bauarbeiter Bruno, der früher einmal davon träumte, Fussballprofi zu werden. Irgendwie kommen die beiden zusammen, und Alice hat am Schluss einen neuen Job. Sie arbeitet im Operncafé. «Das ist doch gar nicht schlecht, in Boulogne-sur-Mer wäre das nicht möglich gewesen. Dort gibt es keine Oper», sagt sie zum Schluss. Man würde ihr noch gerne länger zusehen, ihr gewöhnliches Leben weiterverfolgen. «En avoir (ou pas)» ist wunderbar, weil er so absolut banal ist.

Ähnlich simpel ist die Geschichte von «La fille seule» von Benoît Jacquot. Die 20jährige Valérie hat ihren ersten Arbeitstag als Zimmermädchen in einem Nobelhotel von Paris. Sie trifft ihren Freund, der arbeitslos ist, vor der Arbeit in einem Café, um ihm zu sagen, dass sie schwanger ist. Doch statt miteinander zu sprechen, streiten sich die beiden. Sie vereinbaren ein zweites Rendez-vous eine Stunde später. Valérie geht zur ►



«Mahjong»
von Edward
Yang



«Duoluo
tianshi» von
Wong Kar-wai

Arbeit, bringt den ersten Gästen in ihrer Dienstmädchenuniform das Frühstück und verlässt nach einer Stunde kurz das Hotel, um ihrem Freund mitzuteilen, dass sie ihr Kind selber aufziehen werde und sich hiermit von ihm trenne. Der Film bleibt im Gedächtnis haften wegen Virginie Ledoyen, der Darstellerin Valéries und der ungewöhnlichen Kamera, die sie auf ihren langen Gängen durch die Hotelkorridore verfolgt.

«*Chacun cherche son chat*» von Cédric Klapisch ist zwar als Titel der reinste Zungenbrecher, als Film aber eine kleine, feine Geschichte über eine in der Modebranche arbeitende junge Frau, deren Katze davonläuft. Mit Hilfe von verschiedensten Menschen, vor allem älteren Leuten aus ihrem Pariser Quartier, sucht und findet sie die Katze wieder und – was noch wichtiger ist, und wofür der Titel eigentlich steht – ihre erste Liebe.

«*Les apprentis*» ist eine französische Komödie. Pierre Salvadori erzählt darin die Hochs und Tiefs einer ungewöhnlichen Männerfreundschaft. Antoine, ein Zeilenlieferant einer kleinen Zeitung mit Ambitionen zum Schriftsteller, und der arbeitslose Hobbyfotograf Fred leben seit fünf Jahren in der Wohnung eines Freundes, der in die USA ausgewandert ist. Über die Jahre hinweg nehmen sie sich immer wieder vor, endlich Erfolg zu haben. Aber als ihnen die Wohnung gekündigt wird, sind sie immer noch gleich weit. Antoine, der realisiert, dass er wohl nie ein grosser Schriftsteller werden wird, fällt in eine Depression. Obwohl der Film gegen Schluss ein wenig nachlässt, lebt er von Szenen, die so pointiert, gut

beobachtet und lustig sind, dass man ihm sein etwas unbeholfenes Ende allemal verzeiht. So kommt, kurz bevor beide aus der Wohnung geworfen werden, eine Frau von der Agentur und räumt die Wohnung auf, um sie interessierten Käufern zu zeigen. Als sie mit einigen dreckigen Hemden in die Küche kommt und Fred fragt, wo die Dreckwäsche denn eigentlich hingehöre, antwortet Fred völlig erstaunt: «Die ziehe ich immer an».

Als Zuschauer wünscht man sich inständig, dass es vermehrt französische Filme in unsere Kinos schaffen. Von Frankreich ist es nicht so weit bis in die Schweiz wie von den USA. Und doch hat man manchmal das Gefühl, jeder amerikanische Schrott schaffe den weiten Weg hierher. Die in Berlin im Forum und Panorama gezeigten Filme «*En avoir (ou pas)*», «*La fille seule*», «*Chacun cherche son chat*» und «*Les apprentis*» wären wirkliche Alternativen.

Der Taiwanese Edward Yang hat es immer wieder mit kleinen Filmen geschafft, dem westlichen Publikum das Leben junger Menschen in Taiwan durch seine sensiblen, aber unmittelbaren Schilderungen näherzubringen. Nun hat er es mit «*Mahjong*», einer grösseren internationalen Produktion versucht. Darin lässt er seine zum Teil westlichen Schauspieler englisch sprechen. Virginie Ledoyen, die Darstellerin von «*La fille seule*», kommt nach Taipeh, um den Engländer Markus zu besuchen, den sie in London kennengelernt hat. Der hat es, wie sich nun herausstellt, in London mit ihr nicht so ernst gemeint. Um sie dem Zugriff einer Taiwanesisin, die einen Ring von Prostitu-

ierten führt, zu entziehen, bringt sie ein junger Taiwanese in seiner Gang unter. Der Film krankt an den in Englisch inszenierten Szenen, die sich wie Fremdkörper nicht in den zum grösseren Teil taiwanesisch gesprochenen Film einfügen. Yang, der in seinen bisherigen Filmen gerade durch Szenen brillierte, in denen die Konflikte unterschwellig präsent waren, wirkt im Umgang mit der englischen Sprache hilflos und plump.

Der eindrücklichste Film des diesjährigen Forums kam aus Hongkong. Wong Kar-wai, dessen Film «*Chungking Express*» bereits in der Schweiz gezeigt wurde, legt mit «*Duoluo tianshi*» (Gefallene Engel) ein Meisterwerk vor. Es ist die Geschichte eines Killers und seiner Agentin. Sie organisiert seine Aufträge, er führt sie aus. Doch die Agentin verliebt sich in ihn. Obwohl «*Duoluo tianshi*» ein Thriller ist und sich vom Thema her stark an Jean-Pierre Melvilles «*Le samourai*» (Frankreich/Italien 1967) anlehnt, bedient er sich der Mittel des experimentellen Kinos: verwischte Bilder, schnelle Schnitte, ein Trip aus Farben, Gefühlen, Gewalt und Traum. Wong Kar-wai meint dazu: «Es gibt nur zwei Arten, eine Action-Geschichte zu erzählen: entweder aus der Perspektive der Polizei oder aus der Sicht der Verbrecher. In «*Chungking Express*» versuchte ich ersteres, in diesem Film das Zweite». Seine Filme laufen in Hongkong in ganz normalen Kinos und erzielen Gewinne. Kulturförderung gibt es dort nicht. In Hongkong fallen die Engel vom Himmel. «*Duoluo tianshi*» wird es sogar bis in die Schweizer Kinos schaffen. ■